



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

General Wilhelm von Willisen : nach Auszügen aus den Tagebüchern
desselben. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Noch in einem dritten Punkte hat der Verein diesmal nicht weniger als früher Maß bewiesen, indem er nämlich den weimarer Beschluß, der alle octroyirten Verfassungen Deutschlands in Frage stellt, nur in Bezug auf Mecklenburg sich aneignete, in welchem Bezuge bekanntlich sogar Hr. v. Gagern gegen jenen Beschluß nichts einzuwenden hatte. Es ist jedenfalls besser, die verfügbaren Kräfte auf den schwächsten Punkt in der Linie des Feindes zu concentriren, als auf zehn Punkten gleichzeitig anzugreifen. Allerdings aber ist auch in dem weimarer Beschluß im Allgemeinen mehr Drohung und Warnung, als wirklicher Angriff enthalten, und der Nationalverein hat demselben eine ganz entsprechende Anwendung gegeben, indem er den Kampf um die Wiederherstellung des mecklenburgischen Staatsgrundgesetzes für eine nationale und nicht bloß parlamentarische, sondern populäre Angelegenheit erklärte.

In diesem Unterschiede „parlamentarisch“ und „populär“ ist überhaupt die Rechtfertigung des Nebeneinanderfortbestehens von Abgeordnetentag und Nationalverein enthalten. Bennigsen verglich sie in seiner Eröffnungsrede dem Staatenhause und dem Volkshause eines Parlaments, und wir denken, die Vergleichung hinkt nicht übertrieben. Ist dem aber so, so darf das Volkshaus auch als seine Prærogative die erste Ergreifung neuer und kühner Maßregeln in Anspruch nehmen, zumal wenn es so viel Bürgschaften wie der Nationalverein gewährt, daß seiner Entschlossenheit die Besonnenheit niemals fehlen werde.

λ

General Wilhelm von Willisen.

Nach Auszügen aus den Tagebüchern desselben.

1.

Die nachfolgenden Mittheilungen aus dem Leben eines Mannes, der in den Jahren der Bewegung von 1848 bis 1850 wiederholt Stellungen bekleidete, welche für Preußen und Deutschland von nicht gewöhnlicher Bedeutung waren, beanspruchen um so mehr Beachtung, als sie zwar nicht ihrer Form, aber ihrem ganzen Inhalt nach den Charakter einer Selbstbiographie tragen. Die fragmentarischen Aufzeichnungen, denen sie entnommen sind, wurden ursprünglich nur als Erinnerungsblätter für die Familie des Generals niedergeschrieben, von uns lediglich gefürzt, verbunden und theilweise in objective Rede über-

tragen. Wo wir von den darin ausgesprochenen Ansichten abweichen, wurde unser Standpunkt außerhalb des Textes kurz angedeutet.

Wenn es überraschen kann, daß die Veröffentlichung mancher hier behandelten Vorfälle schon jetzt erfolgt, so meint der Verfasser der Tagebuchsblätter dem entgegen behaupten zu können, daß sie nichts enthalten, was nicht ohne Bedenken schon unter Lebenden gesagt werden dürfte. „In meiner Lage,“ so schreibt er uns mit der Erlaubniß, davon Gebrauch zu machen, „ist ja schon jetzt Alles, was ich sage, nur wie eine Art Nachlaß zu betrachten. Es werden Dinge besprochen, die, wie die Todten, bereits der Geschichte angehören. Was mich zurückhalten könnte, wäre entweder mein Selbstgefühl — es dürfte wie ein Wunsch mich zu rechtfertigen gedeutet werden — oder die Besorgniß, der Haß der Partei möchte über den Todtgegläubten, der wieder ein Lebenszeichen von sich gibt, von Neuem entbrennen. Beide Bedenklichkeiten habe ich überwunden, die erste freilich viel schwerer und zuletzt nur durch den Gedanken, daß es Pflicht eines jeden ist, den nun einmal das Glück oder das Unglück eine öffentliche Rolle spielen ließ, sich, seine innerste Gesinnung und sein Handeln so früh offen vor jedermanns Urtheil hinzustellen, daß sich ein falsches Bild von ihm nicht erst völlig geschichtlich festsetzen kann.“

„Es gibt aber,“ so fährt das Schreiben, welches die Uebersendung der Tagebuchsblätter begleitete, fort, „noch eine andere Betrachtung, welche jedem, der für die Nachwelt etwas von und über sich zu sagen hat, die Verpflichtung auslegt, dies noch bei Lebzeiten zu sagen. Nirgends so leicht, als wenn wir nur für die Nachwelt schreiben, tritt der Versucher hinter uns und raunt uns ins Ohr: was im Angesicht des Todes geschrieben, müsse wohl jeder glauben. Wie man den Lebenden oft hart beurtheile und ungerecht verfolge, so übe man gegen den Todten meist großmüthige Billigkeit. Selbstlosigkeit und Wahrheitsliebe lassen sich von solchen Rücksichten nicht bestimmen. Der Lebende hat Widerspruch und Zurechtweisung von den Mitlebenden zu befürchten, und er kann darauf antworten. Wer also um der Wahrheit willen schreibt, sollte nur bei seinem Leben damit hervortreten.“

So viel im Allgemeinen. Einen besondern äußern Grund für uns, jetzt schon an die Veröffentlichung dieser Erinnerungen zu gehen, fanden wir in verschiedenen neuen literarischen Erscheinungen, in denen der Wirksamkeit des Generals v. Willisen in einer Weise gedacht ist, die einer billigen Beurtheilung nicht entspricht und im Interesse einer zukünftigen Geschichtschreibung widerlegt werden muß, namentlich in dem Baudiffinischen Buche über den schleswig-holsteinischen Krieg, welches zwar an sich keine besondere Bedeutung beansprucht und schwerlich jemals als Geschichtsquelle benutzt werden wird, aber immerhin wegen der Beziehungen, in denen sein Verfasser zu einer gewissen hohen Persönlichkeit zu stehen scheint, Einen oder den Andern verleiten kann, mehr gründ-

liche Kenntniß der Verhältnisse und Ereignisse darin zu suchen, als es in Wahrheit enthält.

Die wörtlich aus dem Tagebuch entnommenen, mit Anführungszeichen eingeschlossenen Sätze und Capitel sind meist Berichte und Schilderungen, bei denen es der größern Lebendigkeit halber geboten schien, den Verfasser über sich und seine Umgebung selbst reden zu lassen, oder politische Ansichten, wie sie d. Bl. nicht vertreten können, und die wir darum nur als wesentliche Züge zu dem geschichtlichen Bilde des Generals anführen. Letztere beschränken sich auf einige mit Anmerkungen der Redaction begleitete Aeußerungen über die Zustände und Ereignisse in Posen; zu ersteren gehört der größte Theil des Abschnitts über die Schlacht bei Jdstedt.

Wilhelm von Willisen, am 30. April 1790 zu Staffurt im Herzogthum Magdeburg geboren, war der zweite Sohn einer zahlreichen Familie von vierzehn Kindern. Der Adel seines Geschlechts ist nicht von sehr altem Datum. Ein Vorfahr, der noch Willius hieß, war zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts kaiserlicher Reichshofrath, als welcher er 1702 von Leopold dem Ersten in den Reichsadelsstand erhoben und von Willisen genannt wurde. Der Großvater des Generals war 1757 Kammerpräsident in Halberstadt und starb, von den Franzosen als Geisel mitgenommen, in der Gefangenschaft zu Nürnberg an den Pocken, als sein zweiter Sohn, der Vater unseres Willisen, erst acht Jahre zählte. Letzterer war später Offizier im damaligen Leibkürassier-Regiment, nahm, als er 1788 heirathete, seinen Abschied, kaufte mit wenigen Mitteln das größte der elf adeligen Güter, welche die weitgebreitete Feldflur von Staffurt bildeten, wurde dadurch Mitbesitzer der alten Salzwerke der Stadt und erwarb sich bald darauf die Würde eines Oberbürgermeisters des damals hochadeligen Magistrats derselben. Er war nach dem Tagebuche ein ernster Mann, von scharfem Verstand und feinen Sitten, der vortrefflich französisch sprach und schrieb und sich auch im Deutschen correct auszudrücken verstand. Ein leidenschaftlicher Bewunderer Friedrichs des Großen, dem er fast zwanzig Jahre gedient, hatte er auch der Geistesbildung desselben nachgestrebt. Die Mutter von Willisens war aus dem zahlreichen Geschlecht derer von Trotha aus Krosigk am Petersberg, und das Tagebuch bezeichnet sie als das Muster einer Hausfrau, thätig, aufopfernd, von edelstem, weichstem Herzen.

Nachdem Willisen den ersten Unterricht im elterlichen Hause genossen, in dem es streng und den beschränkten Verhältnissen gemäß herging, kam er mit zehn Jahren in das Cadettencorps zu Berlin, wo er und sein älterer Bruder Freistellen erhalten hatten, während ein jüngerer Sohn der Familie, der später bei Ligny fiel, als Pensionär eintrat. Bald wurde Willisen Unteroffizier, und mit fünfzehn Jahren war er Fähndrich und damit Glied des Offizierscorps im Regiment Altherzog von Braunschweig, welches damals in Halberstadt in

Garnison stand. Plötzlich so jung aus strengster Zucht in unbeschränkteste Freiheit versetzt, ohne Erfahrung, ohne ältere Freunde und Berather, umgeben von selbst noch unsicheren Altersgenossen, die meist nur Sinn für Lebensgenuß aller Art zeigten, hatte er nicht geringe Mühe, sich ohne Schaden in die neue Lage zu finden. Die furchtbare Katastrophe von 1806 traf auch ihn und rettete ihn aus den Gefahren, die in diesem Verhältniß ihn bedrohten. Er wurde in der Schlacht bei Auerstädt schwer verwundet und gerieth dann in Erfurt in französische Gefangenschaft, aus der er nach den Bestimmungen der Capitulation auf Ehrenwort entlassen wurde.

So auf der Grenze zwischen Kind und Jüngling von der ungeheuren Begebenheit des Sturzes der Monarchie Friedrichs des Großen mitergriffen und in andre Bahnen gedrängt, nach dem tilfiter Frieden als nunmehriger Westphälischer genöthigt, den preussischen Dienst zu verlassen, überdies im März 1807 seines Vaters durch den Tod beraubt, war der junge Militär in Betreff der Richtung seines künftigen Thuns und Lassens nur über Eins völlig klar mit sich: auf keine Weise wollte er dem fremden Herrscher dienen. Der nächste Gedanke war, etwas Tüchtiges zu lernen, sich für bessere Zeiten zu größeren Leistungen vorzubereiten, woran sich die sehnliche Hoffnung knüpfte, bald an der Befreiung des unterjochten preussischen Vaterlandes — ein deutsches fing damals erst an aufzudämmern — mitarbeiten zu können; Gedanken, Hoffnungen und Wünsche, wie sie in dieser Zeit in der ganzen bessern Jugend lebten und für Viele die Quelle edelster Anstrengung wurden. Die brennende Schmach, Fremden unterworfen zu sein, trat selbst an sonst Leichtsinrige heran mit der Forderung, Gemeines von sich fern zu halten und sein Bestes zu leisten. Anstrengung aller Kräfte schien hohe Pflicht, jede Entbehrung Genuß.

Willisen empfand in dieser Stimmung bald, wie viel ihm in Folge seiner einseitig militärischen Erziehung mangelte. Noch ehe er von seiner Wunde völlig geheilt war, bezog er das Pädagogium in Halle und lernte mit Eifer Latein und Griechisch. Der noch hinkende junge Offizier, der zum Gymnasiasten geworden, machte unter Lehrern und Schülern großes Aufsehn, „obwohl der Siebzehnjährige sonst noch recht wohl auf die Schulbank paßte.“

„Diese Wendung meines Geschicks,“ heißt es in der Selbstbiographie, „ist entscheidend für mich gewesen. Meine ganze wissenschaftliche und politische Richtung hat sich damals begründet. Alles was ich lernte und durch Nachdenken gewann, bezog sich auf den einen Gedanken, der meine Seele erfüllte, die Befreiung des Vaterlandes. Die Erweiterung meines militärischen Gesichtskreises stammt aus dieser Zeit, ich las den Cäsar, den Polybius, den Tacitus fast nur mit militärischen Gedanken und nahm daneben Kenntniß von Bülow und Jomini.“

Nach dieser Vorbereitung bezog Willisen 1808 die Universität Halle, wo

er sich vorzüglich an Steffens angeschlossen. Indeß ergriff ihn die fieberhafte Bewegung, die durch die ganze gebildete Gesellschaft ging, in Kurzem von Neuem und trieb ihn von seinen Studien zu früh wieder hinweg und hinaus zum Handeln im politischen Leben. Zwar widerstand er den Aufforderungen heißblütiger Schwärmer, wie Ratte und Hirschfeld, die ihn an die Spitze einer Studentenbewegung in Halle stellen wollten. Als aber Schill im Mai 1809 vor den Thoren der Stadt erschien, vergaß der junge Patriot sofort alle seine Vorsätze, schloß sich dem kühnen Parteigänger an und socht in dem Treffen bei Dödenorf mit. Inzwischen war ihm jedoch klar geworden, daß Schills Heerhaufen nicht, wie es anfangs geheißen, der Vortrab der preussischen Armee war, daß das Unternehmen also völlig in der Luft schwebte, und so trennte er sich, als Schill über die Elbe ging, von der jetzt schon verloren zu gebenden Schaar, um sich zunächst nach Berlin zu begeben. Hier beschloß er mit einigen Freunden wie Alexander Marwitz, Scheibler und Barnhagen nach Oestreich zu gehen. Dort kamen die preussischen Freiwilligen noch zu rechter Zeit an, um die Schlacht bei Wagram mitzumachen. Beim Frieden von Schönbrunn war Willisen Jägerlieutenant, die spätere große Armee reduction führte ihn dem zu Jglau stehenden Regiment Erzherzog Johann zu. Der oestreichische Dienst behagte nicht sehr, doch war für den in der Heimath Geächteten keine andere Wahl als Bleiben. Auch besserten sich die Aussichten, als es ihm gelang, sich durch kleine militärische Aufsätze den Weg in die Vorbereitungsanstalten für den Generalstab zu öffnen.

Willisen kam nach Wien, wo er Radetzky als Chef des Generalstabs und Heß als jungen Hauptmann kennen lernte, mit Fr. Schlegel, Adam Müller, Geng, Buol und Meyern verkehrte und Zutritt in die vornehmsten Häuser hatte. Jung und strebsam, groß und kräftig, verlebte er in diesen Kreisen ebenso lehrreiche als angenehme Tage. Es wurde fleißig studirt, englisch und spanisch gelernt, Jomini und Bülow von Neuem vorgenommen, die Feldzüge des siebenjährigen und des Revolutionekriegs gründlich durchgegangen, wobei sich schon jetzt die Ansichten auszubilden begannen, die Willisen später in seiner Theorie des großen Krieges dem militärischen Publicum vorlegte. Den größten Einfluß übte damals Meyern auf den jungen Offizier.

So vergingen die Jahre 1810 und 1811. Der Haß gegen Napoleon und Frankreich war und blieb der Mittelpunkt, um den sich alles Denken und Thun der Kreise drehte, in denen Willisen in Wien sich bewegte. Ganz entschieden wies er daher die Zumuthung von sich ab, mit dem oestreichischen Hülfscorps 1812 nach Rußland zu ziehn, und forderte seinen Abschied. Radetzky, der ihm wohlwollte, rieth davon ab und erbot sich, ihm einen Urlaub auf unbestimmte Zeit zu verschaffen; es bliebe so doch ein Rückhalt. Das leuchtete ein und wurde dankbar angenommen. Willisen ging nach Prag, lebte dort einen großen Theil des Sommers 1812 mit Barnhagen bei dem Fürsten Bentheim und

lernte da auch Stein kennen. Als dieser sich zur Abreise nach Petersburg anschickte, trat auch an Willisen der Gedanke, nach Rußland zu gehen. Er besprach sich darüber mit Psuel, der sich ebenfalls in Prag aufhielt. Man erwog, ob jenes gerathener, oder ob man nicht besser eine Bewegung im Rücken der französischen Armee abwarten solle. Das Ergebniß der Berathung war, daß Psuel nach Rußland ging, Willisen aber Ende August von Prag abreiste, um sich im nördlichen Deutschland umzusehen, wie es stünde und ob nicht etwas zu beginnen sei. Nichts schien ihm deutlicher, als daß auch eine kleine Bewegung in Deutschland jetzt dem Uebermächtigen große Verlegenheit bereiten werde. Für seine persönliche Sicherheit fürchtete er nichts, da er noch östreichischer Offizier und Destrreich der Verbündete Frankreichs war. Sehr wohl hatte er in Prag bemerkt, daß Alles, was bei Stein und Bruner aus- und einging, von verdächtigen Gestalten beobachtet wurde, doch dachte er nicht, daß die geheime Polizei ihr Augenmerk selbst auf die Kleinen und Kleinsten gerichtet habe. Bald erfuhr er zu seinem Schaden, daß dem doch so sei.

„Raum einige Tage nach meiner Ankunft bei einem Verwandten in der Nähe von Halle,“ so erzählt die Selbstbiographie, „war man in Kassel von meinem Eintreffen unterrichtet, und als die Familie eines stürmischen Octoberabends nichts ahnend am Theetisch saß, öffnete sich plötzlich die Thür des Zimmers, und hereintrat mit gezogenem Degen begleitet von zwei Gensdarmen der Chef der Polizei in Halberstadt, ein rallirter Emigrant, Mr. Moïse, um mich im Namen des Königs von Westphalen zu verhaften.“

Auf mein Fragen nach der Ursache keine Antwort. Als ich mich auf meinen Charakter als östreichischer Offizier berief, zeigte ein Achselzucken, daß man darauf keine Rücksicht nehme. Ich war Arrestant. Die Gensdarmen blieben als Wache bei mir, und am andern Tage ging es fort nach Kassel.

Hätte ich geahnt, daß mir fast ein volles Jahr strenges Gefängniß und ein Proceß auf Landesverrath, der mit einem Todesurtheil enden konnte, bevorstand, so hätte ich mich ohne Zweifel unterwegs davon gemacht. Es gehörte dazu viel weniger Kühnheit als zu meiner spätern Flucht aus dem Gefängniß in Kassel. Die Wache war oft nachlässig, und ich durfte voraussetzen, daß jeder Andere mir eher förderlich als hinderlich sein werde, wenn ich mich befreien wollte.

In Kassel verweigerte ich zuerst, mich gegen eine andere Behörde als gegen den östreichischen Gesandten, einen Herrn von Schall, im Verhör auszulassen, und so setzte ich durch, daß man mich eines schönen Tags in Begleitung von zwei Gensdarmen in dessen Haus führte, wo ich sofort von ihm verlangte, daß er mich als Offizier seines Kaisers in Schutz nehme und mich nach Destrreich zurücksende. Der arme Herr gerieth über diese Zumuthung in großen Schreck. Als er sich davon erholt, stellte er mir die Unmöglichkeit,

meinem Verlangen zu willfahren vor. Ich werde als westphälischer Unterthan, der noch conscriptionspflichtig sei, verfolgt. Indessen werde seine Regierung gewiß das Möglichste thun, um mich zu schützen; ich möchte nur getrost in mein Gefängniß zurückkehren, und was dergleichen Redensarten mehr waren. Nun begannen die Verhöre vor den westphälischen Behörden. Ich erfuhr, daß ich unter der Anklage stehe, die Waffen gegen mein Vaterland getragen zu haben. Man hielt mir vor, daß ich bei Schill gewesen, daß ich in Prag mit Stein und Gruner verkehrt, daß ich gekommen, um bei der Organisirung eines Aufstandes zu helfen et enfin, qu'on savait que tout ce que je faisais je le faisais par haine contre les Français et le gouvernement westphalien, comme tout ces Messieurs de Tugendbund. Ich läugnete entschieden, mit dem Tugendbund in irgendwelcher Verbindung zu stehen und mit vollem Recht; ich wußte kaum von der Existenz des Vereins. Mein Lügnen half mir zwar nichts, aber andrerseits waren auch die Beweise gegen mich nicht stark. Kein Brief, kein Stück Papier wollte mich verrathen, selbst für meine kurze Theilnahme an Schills Zug war kein juristisch gültiger Beweis beizubringen. Der Conscription aber mich entzogen zu haben, war kein todeswürdiges Verbrechen. Ueberdies konnte ich behaupten, daß man mich, der schon Offizier gewesen, nicht mehr als Gemeinen habe ausheben dürfen. Man könne mich höchstens zwingen wollen, als Offizier Dienste zu nehmen, und für diesen Fall sei ich Offizier einer befreundeten Macht. Kurz General Bongard, der Polizeiminister, der mich selbst verhörte, sah sich schließlich genöthigt, von der Behauptung, daß ich die Waffen gegen mein Vaterland getragen habe, abzustehen, und ebenso wenig überführte er mich, daß ich sie gegen dasselbe habe tragen wollen. Ich meinte sogar, nicht Westphalen, sondern Preußen sei mein Vaterland, und als er unerhört fand, ihm das ins Gesicht zu sagen, rechtfertigte ich meine Anschauung damit, daß ich ihm, dem alten Emigranten, der in der condéschen Armee gedient, erwiderte: Excellenz haben durch Ihr früheres Leben selbst bewiesen, wie schwer es ist, sich von angestammter Anhänglichkeit zu trennen. Ah, c'est bien différent, entgegnete er, mais laissons cela, und damit hatten die Verhöre ein Ende.

Frei aber wurde ich deshalb nicht. Vergeblich wartete ich monatelang auf eine Entscheidung. Zulezt hieß es auf wiederholtes Drängen, es handle sich nur um eine mesure de précaution, und als ich dann, im Frühjahr 1813 fragte, wie lange man diese Vorsichtsmaßregel für nöthig halte, antwortete man ganz naïv: Jusqu' à la fin de la guerre. Die österreichische Gesandtschaft ließ nichts von sich hören. Meine Haft war so streng, daß von der ungeheuern Katastrophe in Rußland erst im Februar eine schwache Kunde zu mir drang. Die Insinuation, mich dadurch zu befreien, daß ich mich erbot, westphälische Dienste zu nehmen, wies ich stets von mir, und so blieb es beim Alten.

So lange ich nichts von der großen Wendung wußte, welche die Dinge draußen in der Welt genommen hatten, suchte und fand ich Zuflucht vor Längeweile und trüben Betrachtungen in den ernsthaftesten Studien. Ich las ohne Unterlaß Homer und Platon und vergaß so oft Wochen hindurch meine schlimme Lage. Als aber im März und April Alles, was geschehen, nach und nach auch uns bekannt wurde, indem die deutsche Gefängnißbehörde, theils aus Mitleid, theils um sich mit den politischen Gefangnen für die Zukunft in gutes Vernehmen zu setzen, selbst uns davon Nachricht gab, hörte allerdings alle Ruhe des Gemüths auf, und die Sehnsucht nach Freiheit, um mitwirken zu können im großen Kampf steigerte sich zu fieberhafter Hastlosigkeit.

Im April erwarteten wir täglich nach Frankreich abgeführt zu werden. Inzwischen hatte alle Absonderung zwischen den Gefangenen aufgehört. Die Aufseher und Wärter mußten gestatten, daß wir Tag und Nacht mit einander verkehrten. Es gab da politische Gefangene, die schon Jahre lang unter demselben Dache lebten und sich jetzt erst kennen lernten. Man berathschlagte über gemeinsame Maßregeln, und bald kam man überein, in der nächsten Nacht das Gefängniß zu erbrechen und sich zu befreien, bald wieder meinte man warten zu müssen bis auf den Versuch einer Abführung nach Frankreich. Dann endlich hieß es, die Allirten seien schon ganz in der Nähe und mit ihnen unsre Freiheit. So vergingen Wochen im peinlichsten Wechsel der Gefühle, in größter Aufregung, schmerzlichem Harren. Als ehemaliger Offizier war ich zum Führer der Verschwornen gewählt worden, als man wieder daran dachte, sich gewaltsam zu befreien. Die eingeschüchterten Wächter hatten uns Pistolen und große Messer verschaffen müssen. Alles war vorbereitet zum Ausbruch, als eines Tages — es war der 4. Mai — dicht vor der Stadt Kanonenschüsse ertönten. Natürlich höchste Spannung aller Nerven, Herzklopfen, Horchen nach allen Seiten, aber leider bald darauf allgemeine Niedergeschlagenheit. Wir hatten die Freunde, die Befreier erwartet, und siehe da, es waren die Kanonen die den Sieg des Gegners bei Lüzen verkündeten!

Jetzt sollten die gelockerten Bande der Gefangenschaft wieder straffer angezogen werden. Doch wollte das nicht recht gelingen. Wir drohten den Aufsehern, bekannt zu machen, wie sehr sie in den letzten Wochen die gegen uns gebotene Strenge vernachlässigt hatten, und so blieb es im Ganzen bei der bisherigen milden Praxis. Meine Unruhe steigerte sich mit jedem Tage, wußte ich doch nunmehr, daß der Schauplatz des Kampfes jetzt in Deutschland war. Aber ich las zugleich die Zeitungen, die gleich nach der Schlacht bei Lüzen und noch mehr nach der Schlacht bei Baugen von einem Congreß und von Frieden sprachen, und indem ich daran glaubte und zu spät zu kommen fürchtete, verschob ich die Flucht von Tage zu Tage. Es schien unverständlich, ohne Aussicht auf den Preis des Mitkämpfens das Aeußerste zu wagen. Indeß unter-

suchte ich alle Localitäten des Gefängnisses, um mich des zum Entkommen geeigneten Weges zu versichern, und unterhielt zu dem Ende eine Verbindung mit einem alten hessischen Grenadier, der noch vom Dörnbergschen Aufstand her gefangen saß und im Hause zu allerlei Dienstleistungen gebraucht wurde. Mit größter Spannung verfolgte ich die verschiedenen Stadien der Verhandlungen während des Waffenstillstandes, so weit ich das bei der Magerkeit der Berichte des westphälischen Moniteur vermochte, denn ich hatte mir fest vorgenommen, sobald feststände, daß der Krieg wieder begonnen, die erste Gelegenheit zur Flucht zu benutzen.

Als die hundert Kanonenschüsse in Kassel den Sieg von Dresden verkündeten, führte ich mein Bagstück aus. Noch dieselbe Nacht erstieg ich über die Schultern meines Grenadiers die Mauer, welche unser Gefängniß von einem Hause der Stadt trennte, kletterte über das mit scharfen Eisenspiizen beschlagene Stacket, das die Mauer erhöhte, ließ mich auf der andern Seite, so weit meine ganze Länge mit den Armen reichte, hinab und wagte den Sprung in die dunkle Tiefe. Der Fall war nicht sanft, aber um so glücklicher, als ich zwei geladene Pistolen in der Tasche trug. Aufspringend fühlte ich, daß alle Glieder gesund, dann den Hut in die Augen gedrückt und rasch durch das offenstehende Haus hinaus. Ich war auf der unbekanntn StraÙe einer unbekanntn Stadt, aber die Welt stand offen, und vor Freude zitternd eilte ich weiter, der Richtung des Stadthores nach, die ich vom Fenster meines Gefängnisses so gut als möglich ausgekundschaftet hatte. Als ich des Thores ansichtig wurde, mäÙigte ich meine Schritte. Mit gelassener Miene, aber klopfendem Herzen ging ich an der Thorwache vorbei, der letzten bedenklichen Stelle. Kein Mensch nahm Notiz von mir, und so gelangte ich glücklich auf die große Heerstraße nach Eisenach. Mein Unternehmen war gelungen, mein heißester Wunsch erfüllt, vor mir lag die Möglichkeit, an dem Kampfe gegen den Unterdrücker Deutschlands theilzunehmen.

Zwar galt es noch einen weiten Weg. Ich wußte, daß der Kampf um Dresden spielte, und daß ich, um die Meinigen zu erreichen, noch irgendwo durch die feindliche Armee hindurch mußte. In letzterer Beziehung konnte ich mich indeß auf meine Kenntniß militärischer Dinge verlassen. Zunächst hieß es nur, aus dem Königreich Westphalen herauskommen, um der directen Verfolgung von Kassel her zu entgehen. Mit langen Schritten eilte ich vorwärts. Ich war bewaffnet, fürchtete also nichts. Nach einer Weile holte mich ein Bauer ein, der mit seinem Wagen Holz nach der Stadt gefahren. Ich bat ihn, mich eine Strecke mitzunehmen, und bot ein Trinkgeld, wenn er rasch fahren wollte; ich müsse morgen bei Zeiten in Eisenach sein. Der Mann war sehr bereit dazu und fuhr mich für acht gute Groschen zwei volle Meilen in gutem Tempo. Als ich endlich sein Fuhrwerk verlassen, marschirte ich den

Rest der Nacht noch wacker fort, und als ich gegen Morgen mich müde fühlte, legte ich mich, gleich dem vielduldbenden Odysseus im Phäakenlande, in einem Walde zur Ruhe, bedeckte mich mit tiefem Laub und schlief, von der Jugend bald eingewiegt, bis die Sonne hoch am Mittag stand.

Es war der 28. August. Das Bedürfniß nach Speise und Trank führte, mich in das nächste Dorf. Hier begegnete mir, als ich um eine Ecke bog, plötzlich ein ganzes westphälisches Kürassierregiment. Erschrocken fuhr ich zurück, überlegte mir aber sofort, daß Umkehren Verdacht erregen, der gerade Weg mitten hindurch aber auch hier der beste sein würde, und verfuhr darnach. Natürlich zogen die Reiter, die nach Kassel marschirten, ohne mich zu beachten, weiter. Von jetzt an verhielt ich mich überhaupt wie ein gewöhnlicher Reisender und erreichte so am nächsten Tage glücklich Eisenach. Vor aller Verfolgung der westphälischen Polizei zunächst geborgen, fuhr ich von hier mit einem Miethkutscher ziemlich rasch nach Lauchstädt und verschaffte mir hier von demselben Verwandten, bei dem ich das Jahr zuvor verhaftet worden, neues Reisegeld, was er mir vorsichtiger Weise eigenhändig über die Grenze auf sächsischen Grund und Boden brachte. Es schien ihm eben noch zu bedenklich, mich in seinem Hause zu empfangen, zumal da er Maire im Orte und somit Beamter war.

Hier in Lauchstädt erfuhr ich auch Näheres über den Stand der Dinge auf dem Kriegsschauplatz. Mit Entzücken hörte ich von den Siegen bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Kulm, aber mit der Zuversicht auf den endlichen Triumph der Unserigen wuchs auch das Verlangen, sobald als möglich bei ihnen zu sein. Nach welcher Richtung jedoch sollte ich mich von hier wenden? Am nächsten schienen die Preußen zu sein, die bei Großbeeren gestiegen hatten, und zu denen mich mein preussisches Herz hinzog. Indes war ich meiner Meinung nach noch österreichischer Offizier, und davon mußte ich erst los sein, bevor ich meinem Wunsche folgen konnte. Die Östreicher standen in Böhmen, und so mußte ich versuchen, mich dahin durchzuschleichen. Das Unternehmen war nicht leicht. Flüchtling, jedenfalls polizeilich verfolgt, ohne Paß, mit wenig Geld, eine von Feinden durchzogene Strecke Wegs von mehr als zehn Meilen vor mir, hielt ich es anfangs für ein ziemlich verzweifelttes Wagniß. Allein das schon Gelungene schien bei Weitem wagehalsiger, und überdies erinnerte ich mich, daß alle Gefahren in der Ferne schlimmer aussehen, als in der Nähe.

So brach ich zunächst nach Leipzig auf, wo ich den Resten des ney'schen Corps begegnete, welches sich erst hier von seiner Niederlage bei Dennewitz wieder etwas sammelte. Die Verwirrung war hier grenzenlos. Keine Behörde schien mehr zu existiren, kein Mensch achtete auf mich, sicher vor unbequemen Anfragen trieb ich mich in dem Getümmel umher und orientirte mich über die Lage der Dinge im Süden. Dabei erfuhr ich, daß ein Corps

der großen Armee bei Altenburg, also nicht weiter als etwa fünf Meilen von Leipzig stehen sollte. Dorthin also ging mein Weg. Jedenfalls aber stand jenem Corps ein feindliches gegenüber, durch das ich hindurch mußte. Mich auf Seitenpfaden hinüberzuschleichen schien mir nicht gerathen. Ich wußte, daß die großen Straßen in Kriegszeiten in der Regel die sichersten sind, da die hier Reisenden nicht leicht der Verdacht trifft, Verhängliches zu betreiben.

Ich legte also Studententracht mit Ziegenhainer und Hut an und zog gutes Muths auf der zeitzer Straße zum Thore hinaus. Schon bei Connewitz traf ich ein Lager. Es waren Würtemberger. Ich ging mitten hindurch, kein Mensch nahm Notiz von mir, und auch ich that, als fände ich an den Leuten nichts Besonderes. Weiterhin kam ich an die Feldwacht, und es ging ebenso gut ab. Auch an der letzten Bedette schritt ich mit gleichgiltiger Miene vorüber, und erst als ich gegen dreißig Schritt weiter gethan, hörte ich mir nachrufen: „Wo wolle's hin?“ Ich schlenderte, als ob ich die Frage nicht an mich gerichtet glaubte, gelassen weiter. Die Frage wiederholte sich lauter und mit einem „Stehe Sie!“, und als ich auch daran mich nicht zu kehren schien, hieß es barsch: „Stehe's oder ich schieße!“ Nun sah ich mich um, und da ich von der Schildwache kaum fünfzig Schritt entfernt war, auch nicht wußte, wie es weiter vorwärts beschaffen war, schien es mir das Klügste, zu gehorchen. Ich blieb also stehen und fragte, was es gäbe. — Wo ich hin wollte — ob ich einen Paß hätte — wer ich wäre? — Ich gab mich für einen Studiosus aus, der nach Hause wolle, da bei der Kriegswirthschaft keine Vorlesungen gehalten würden. Einen Paß hätte ich nicht; ein Student brauche keinen. — Ja, dann mußte ich mit zu dem Offizier. Ich suchte das meinem Schwaben auszureden, meinte, mich zur Umkehr zu zwingen, sei nur nutzlose Quälerei, sagte, ich hätte Eile, da meine Eltern mich zu bestimmter Zeit erwarteten, und wies ihm schließlich eine Matrikel, die der Freund, der mir den Studentenanzug verschafft, mit auf den Weg gegeben hatte. Das Letztere half. Der große Bogen mit den lateinischen Buchstaben und dem mächtigen Siegel imponirte dem Soldaten, und er sagte zuletzt ganz gutmüthig: „Na gehe's in Gott's Name.“ Ich ließ mir das nicht zweimal heißen und wanderte mit sehr erleichtertem Herzen weiter.

Jetzt wurde es still und einsam. Die Menschen schienen sich alle versteckt zu haben. Es war die Einsamkeit zwischen den Vorposten von zwei feindlichen Heeren — das gerade Gegentheil des lärmenden Getümmels, welches ich soeben in Leipzig verlassen hatte. So ging ich ein paar Stunden, die Augen beständig nach allen Seiten richtend, ob sich etwas von Freund oder Feind entdecken ließe. Plötzlich ein paar Lanzenspitzen, die über einer Bodenschwellung blinkten — die erste Kosackenbedette — Land, Land! Endlich frei und sicher im Hafen!

Ich besügelte meine Schritte. Bald regten sich auch die Lanzen, die Reiter selbst erschienen aus ihrem Versteck und kamen auf mich zu. Anruf von beiden Seiten, Achselzucken, da man sich nicht versteht, dann noch ein paar Kosacken, vielleicht ein Unteroffizier dabei. Derselbe steigt ab und fängt an, mich zu visitiren, wogegen ich mich vergeblich sträube. Die Scene endet damit, daß man sich alles dessen bemächtigt, was gefällt; meines Geldes, meiner Uhr, der Wäsche u. s. w. Zuletzt nahmen mich zwei Mann zwischen ihre Pferde, um mich zu der Feldwacht zurückzubringen. Wunderliche Ironie des Schicksals, dachte ich. Durch so viele Gefahren, die fast unüberwindlich schienen, hast du dich glücklich durchgebracht, und jetzt, wo alle Gefahr vorüber ist, spielt man dir so mit! Indeß ergab ich mich geduldig in mein Loos, die Sache mußte sich ja noch diesen Tag aufhellen. Und so geschah es auch. Nach einer Stunde etwa kam eine Patrouille östreichischer Husaren mit einem Offizier an. Dem stellte ich mich vor und sagte ihm, wer ich wäre und was mir soeben geschehen, worauf er mich sogleich nach dem Hauptquartier des Grafen Mensdorf zu bringen versprach, der dieses Streifcorps befehlige. Die mir abgeplünderten Gegenstände erhielt ich zurück, man setzte mich auf ein überzähliges Pferd, und in wenigen Stunden war ich in Altenburg. Hier traf ich einen östreichischen Generalstabsoffizier, der mich von Wien her kannte, und nun war alle Noth vorüber, und Alles ging nach Wunsch.“

Graf Mensdorf schickte Willisen mit einem Courier nach Töplitz, wo sich der König von Preußen befand. Letzterer, dem er das Jahr vorher mit dem Grafen Bentheim das Schlachtfeld von Prag hatte zeigen dürfen, erinnerte sich dessen und ernannte ihn zum Premierlieutenant im dreiundstiebenzigsten Infanterieregiment und einige Tage darauf, nachdem die Oestreicher bessere Ausichten geboten, zum Adjutanten bei der achten Brigade, welche zum yorkschen Corps gehörte.

Sehr überraschend stellten und lösten sich die Beziehungen Willisens zu Oestreich. Als derselbe in Töplitz eintraf, mußte er nicht anders, als daß er noch kaiserlicher Offizier sei. Sobald er daher die Zusicherung einer Anstellung im preussischen Dienst hatte, suchte er zunächst General Nadezky als den Chef des Generalstabes auf, dem er zuletzt attachirt gewesen.

„Er empfing mich,“ heißt es in Willisens Aufzeichnungen, mit den Worten: „Sind Sie es wirklich, oder ist's Ihr Geist? Ich hab' geglaubt, Sie seien längst todtgeschossen.“ Ich machte ein erstauntes Gesicht über diese in der That befremdende Anrede und erfuhr nun, nicht gerade zu meiner Erbauung, wie man in Wien mit mir verfahren war. Nach einigen vergeblichen Reclamationen, welche auf Betrieb meiner Freunde und Gönner in Preußen und Oestreich von Seiten des auswärtigen Departements in Kassel gemacht worden waren, und in Folge deren schon einmal ein Offizier der Garnison

von Eger Auftrag erhalten hatte, mich von Kassel abzuholen, hatte man zuletzt für gut befunden, mir den Abschied zu geben, und zwar ohne mich auch nur davon zu benachrichtigen. Oder hätte sich etwa der Gesandte in Kassel geschämt, mir den betreffenden Auftrag mitzutheilen? Gleichviel, als ich Radetzky sagte, ich komme, mir meinen Abschied aus kaiserlichen Diensten zu holen, antwortete er: „Ja, lieber Freund, den haben Sie schon lange,“ fügte aber sogleich hinzu: „'s ist eine wahre Schand' das. Wir sind Ihnen Satisfaction schuldig, und die sollen Sie haben. Fordern Sie, wir werden uns freuen, Sie wieder zu haben.“ Ich lehnte natürlich jede Wiederanstellung ab.“

Kurz darauf indeß begegnete Willisen dem Fürsten Bentheim, der im Begriff stand, eine deutsch-österreichische Legion zu bilden, wie es eine russisch-deutsche gab, und dieser bot ihm an, mit Hauptmannsrang und sicherer Aussicht auf baldige Beförderung zum Major in dieses neue Corps einzutreten. Willisen willigte ein, wenn der Fürst es übernehmen wollte, ihn beim König von Preußen loszubitten. Letzterer aber schlug die Bitte rund ab, doch brachte die Art, wie der Fürst sich über Willisens Fähigkeit und Kenntniß aussprach, jenem den vorhin erwähnten Adjutantenposten.

Mit einem Courier von Blücher (es war der nachherige General v. Brünneck), der zu ihm zurückkehrte, ging Willisen nun aus Böhmen durch die Lausitz, anfangs ohne zu wissen, wo die schlesische Armee, die in diesen Tagen ihren kühnen Zug von der Elbe nach der Saale angetreten, zu finden sei. Den geraden Weg von Wartenburg nach Halle, den sie eingeschlagen, wagte der Courier, der wichtige Depeschen mit sich führte, um so weniger zu gehen, als sie die Brücke bei Wartenburg abgebrochen fanden. So reisten sie auf dem rechten Ufer nach Dessau. Hier wäre Willisen bei einem Haar den Franzosen wieder in die Hände gefallen. Denn kaum hatten sich die beiden Reisenden mit Mühe etwas zu essen verschafft, als plötzlich Schüsse in der Straße fielen und das Geschrei: „Die Franzosen kommen!“ erscholl. Glücklicher Weise hielt die Courierschaise angespannt vor der Thür, sie stürzten hinaus, jagten, was die Pferde laufen wollten, von dannen, während Kugeln ihnen das Geleit gaben, und kamen glücklich an den Ort ihrer Bestimmung.

Hiermit lenkte das Leben Willisens in eine regelmäßige Bahn ein. Er machte zunächst die Schlacht bei Leipzig und dann, immer unter York, den großen Zug bis zur Hauptstadt Frankreichs mit, auf welchem er den Schlachten bei Raon und Paris beiwohnte. 1815 ging er im zweiten Corps mit nach Belgien und focht an den Tagen von Ligny und Waterloo, im Treffen bei Namur und verschiedenen weniger bedeutenden Gefechten mit. Als Adjutanten und Generalstabsoffizier war ihm gestattet, auch das große Getriebe des Krieges aus nächster Nähe und in entscheidenden Augenblicken zu sehen und daran sein Auge und Urtheil zu schärfen. Bei Raon, bei Ligny und Belle Alliance gingen

wichtige Befehle durch seinen Mund, und wiederholt fand er Gelegenheit, umgeben von heißer Gefahr sich in den höhern militärischen Tugenden der Ruhe und Besonnenheit zu üben.

So kam Willisen, mit fünfundzwanzig Jahren Hauptmann im Generalstabe, reich an Erfahrung aus dem Kriege zurück, aber zugleich mit Ansprüchen an das Leben, welche die nun folgende Zeit der Abspannung nicht erfüllen konnte. Als der Blick der Nation sich von den glänzenden Siegen über das Ausland nach innen zu richten und auch dort nach Ergebnissen zu fragen begann, die Gegensätze von Macht und Freiheit sich zu regen, die Parteien der Kühn das Verheißene Fordernden und der diesem Verlangen Widerstrebenden und noch über die Revolution hinaus Zurückblickenden sich zu bilden anfingen, gehörte er im Herzen denen an, welche neue Formen des Staatslebens wollten und die Grundlage dazu in dem Patent vom 22. Mai 1815 erblickten. Doch stieß ihn das Angestüm ab, mit welchem die Partei ihre Wünsche geltend machte, auch schien ihm dieselbe in ihren Anschauungen der Sicherheit und Klarheit zu entbehren.

„Die rechte Einsicht in das Wesen des Staats,“ lesen wir in der Selbstbiographie, „fehlte auf beiden Seiten.“ „Meine Ansichten stellten sich in dieser chaotischen Bewegung (der ersten zwanziger Jahre) besonders im täglichen Umgang mit Steffens bald so fest, daß ich den Einen als krasser Reactionär, den Andern als Jakobiner galt.“ „Ein großer Theil meiner Freunde und Gönner gehörte dem Kreise des Berliner Wochenblatts an, welches damals die hallerschen Ideen, etwa so wie jetzt die Kreuzzeitung, nur geistreicher und anständiger vertrat. Aber die siegreiche Polemik gegen die Auswüchse der Revolution konnte mich nicht blenden. Denn einmal fand sie sich besser und tiefer in den „Caricaturen des Heiligsten“ von Steffens, deren Entstehen ich im steten Umgang mit ihrem Verfasser begleitet; dann aber schien mir alles Positive des Wochenblattes falsch, weil auf einem Mißverstehen des Geistes Gottes in der Geschichte beruhend, falsch aus demselben Grunde wie Alles, was die Kreuzzeitung heute Positives will — beiläufig ein Vergleich, für den ich dem Manen des Wochenblattes Abbitte thue.“ „Was ich damals wollte, habe ich später mein ganzes Leben hindurch gewollt: eine vernünftige stetige Entwicklung der Freiheit für Alle, deren Bedürfniß in der geistigen Bewegung von unten angegeben, von oben aber geleitet sein muß.“

Sehr zuwider war Willisen das unreife Wesen der damaligen Turnerei, und er gab diesem Widerwillen im Jahre 1821, in einem ersten literarischen Versuch, der kleinen Schrift: „Aufruf zur Hülfe gegen den Professor Steffens“ Ausdruck, welche Jahn und Genossen für ihre heftigen Angriffe auf Steffens und dessen Caricaturen ironisch zu züchtigen versuchte.

Nicht weniger stark war, wie sich nach dem Obigen von selbst versteht, die Grenzboten IV. 1862.

Abneigung Willifens vor dem Treiben der Reaction, deren Bestrebungen endlich in den Karlsbader Beschlüssen gipfelten. Obschon damals in die Nähe des Hofes gebracht, sagte er sich doch von aller Gemeinschaft mit den dort leider am meisten vertretenen Ansichten los und übte nur die durch die Umstände gebotene Zurückhaltung.

Im Jahre 1825 bot ihm der alte Feldmarschall York an, mit seinem Sohne eine auf zwei Jahre berechnete Bildungsreise durch die Hauptländer Europa's zu machen. Der König gab dazu seine Genehmigung, und so löste sich das Verhältniß, in dem sich Willifen bisher befunden. Zwei Jahre folgten so reich als sie ein freundliches Geschick nur einem Günstlinge bieten konnte. Der erste Sommer wurde im südlichen Deutschland und der Schweiz, der folgende Winter in Paris, der zweite Sommer in England, der letzte Winter und das Frühjahr in Italien verlebt. Den Sommer 1827 nach Berlin zurückgekehrt, erhielt Willifen bald die Stelle eines Chefs im großen Generalstabe, und im nächsten Jahre wurde ihm der Auftrag, den Lehrstuhl der Kriegsgeschichte an der großen Kriegsschule zu übernehmen. Er that dies mit Widerstreben und nur auf wiederholtes Zureden seiner Freunde Canitz und Radowig. Der Wunsch hier das zu leisten, was er in der Vorrede zur „Theorie des großen Kriegs“ als die Aufgabe des Lehrers dieser Wissenschaft andeutet, trieb ihn zu angestrengtester Thätigkeit an. Er übersah wohl das ganze Gebiet, empfand aber immer mehr, welch ein Unterschied es ist, eine Wissenschaft zu seinem Gebrauch für das Leben zu beherrschen und der Befähigung sie als Lehrer Andern mitzutheilen.

Im ersten Jahre so sagt er selbst, wuchs die Aufgabe mir erst durch die Vorträge selber zu ihrer vollen Bedeutung empor. Die enge Verbindung zwischen Theorie und Praxis, die ich von allem zu Erstrebenden für das Wichtigste hielt, trat mir bald auf allen Wegen vor die Augen, und es handelte sich nur um die geeignetste Form, zu zeigen, daß beide nur dasselbe wollen und lehren, und daß der Gegensatz, in den man beide nicht selten zu stellen beliebt hat, lediglich auf Mißverständnissen beruht. Im zweiten Jahr der Vorträge gelangte so die Theorie des großen Krieges, wie sie später im Druck erschienen ist, in allen ihren Grundzügen zur Vollendung. Die Methode aber, sie in freiem Vortrage, gleich mit Beispielen durchwebt, vor meinen Zuhörern zu entwickeln und umgekehrt die Feldzüge, welche ich zu schildern hatte, zu benutzen, um jene Grundzüge zu klarem Verständniß zu bringen, hatte so guten Erfolg, daß es mir zur entschiedensten Befriedigung gereichte.

Diese Beschäftigung mit der Wissenschaft half über Vieles hinweg, was diese traurige Periode, die Blüthezeit der Reaction, brachte. „Alles erschien mir,“ so sagt die Selbstbiographie, „Erschlaffung, Unwahrheit, gewitterschwangere dunkle Zukunft. Der tiefste Mißmuth, die äußerste Unlust, mich an irgend

etwas von dem, was geschah, zu betheiligen, hatte sich meiner bemächtigt. Ich suchte und fand in meiner Rathgeberthätigkeit eine Ableitung dieser Stimmung, die mich sonst vielleicht auf Abwege getrieben hätte.“

So kam das große Bewegungsjahr von 1830 heran. Willisen war vierzig Jahr alt geworden und stand in voller Kraft. Die gewaltigen Ereignisse in Paris und deren Folgen nahmen ihn mit aller Macht in Anspruch, mühsam unterdrückte Gedanken und Wünsche erhoben sich in ihm von Neuem, mit lebhaftester Theilnahme verfolgte er die Bewegung der Geister, welche sich auch in Berlin sofort kund gab. „So sehr ich,“ heißt es in den Aufzeichnungen, „für eine stetige friedliche Entwicklung des staatlichen Lebens war, wußte ich doch aus geschichtlicher und psychologischer Betrachtung nur zu sicher, daß die Leidenschaft der Parteien nur selten gestattet, daß der Kampf, aus dem sich neue Gestalten des geschichtlichen Lebens entwickeln, auf das geistige Gebiet beschränkt bleibe, und daß es mithin eine Art sentimentaler Donquixoterie war, es anders zu erwarten, als daß zu rechter Zeit und Stunde auch dieser bestimmte geistige Kampf in einen äußern leiblichen übertreten müsse.“ Ich sah also die Begebenheiten von 1830 wie eine Art geschichtlicher Naturnothwendigkeit an, welcher ich der langen widerlichen Reaction der letzten fünfzehn Jahre und der brutalen Tyrannei mancher Gewalthaber gegenüber ihre Berechtigung nicht absprechen konnte.“

In diesem Sinne schrieb Willisen einige Aufsätze, die in dem Kreise, in dem er vorzugsweise lebte, Beifall fanden und in die Beilage der Staatszeitung aufgenommen, das größte Aufsehen erregten. In dem Regierungsblatt eine solche Sprache und dann gar von einem Offizier — es war unerhört. Die Wuth der Hofspartei kannte keine Grenze, die gesammte Junkerschaft schrie: Steinigt ihn! und nur die Ruhe und Einsicht des alten Königs fand in den Artikeln nichts Strafwürdiges.

Kurz darauf gab es einen neuen noch heftigeren Sturm gegen den Jakobiner in Uniform. Wiederholt von der Redaction des Militär-Wochenblatts aufgefordert, sich mit Beiträgen zu betheiligen, hatte Willisen dies halb im Scherz, halb im Ernst mit der Bemerkung abgelehnt, wenn er einmal für das Blatt schriebe, würde man ihn nicht zum zweiten Mal darum bitten, und so geschah es wirklich. Er schrieb die bekannten Aufsätze über den polnischen Feldzug, die ihm nicht nur die heftigsten Anfeindungen in Preußen zuzogen, sondern sogar Gegenstand von Beschwerden von Seiten des Petersburger Hofes wurden, welcher nicht begreifen konnte, „wie man gestatte, daß den Rebellen vom preussischen Generalstabe Unterricht in der Kriegsführung ertheilt werde.“ Die Polen lasen die Aufsätze mit Eifer, sie standen in mehreren Zeitungen, und als Ende März 1831 ungefähr geschah, was in den Artikeln gesagt worden, erging über deren Verfasser ein förmlicher Ban; man controlirte seine Vor-

lesungen in der Kriegsschule, wo er sich über den Feldzug ähnlich wie in jenen Blättern geäußert, verbot die Fortsetzung der Artikel und versetzte den Verfasser schließlich als Chef des Generalstabs nach Breslau. Am liebsten hätte man Willisen ganz aus der Armee entfernt gesehen, aber der König, bei dem man auf Entlassung des Verhafteten angetragen, hatte geäußert: „Sehe nicht ein, warum. Hätte es wohl sein lassen können, aber doch kein Verbrechen.“ So blieb es bei der bloßen Entfernung von Berlin. Der Haß aber, den Willisen durch jene literarischen Versuche erweckt, begleitete ihn von da an durchs Leben und hatte später wiederholt Einfluß auf die Wendungen seines Geschicks. Zunächst duldete er ihn nur kurze Zeit in Breslau. Unter allerlei übelbegründeten Beschuldigungen versetzte man ihn 1832 schon nach Posen, wie Einige sagten, um ihn unter Polen von seiner Polenliebe zu heilen, nach Andern, um als ein letztes den Versuch zu machen, ob er sich auch mit Grolmann nicht vertragen könne.

Willisen vertraug sich mit Grolmann und befand sich in Posen überhaupt sehr wohl. „General Grolman,“ sagt er, „der sich in seiner edlen freien Art bald offen gegen mich aussprach, und mit dem ich, die polnische Angelegenheit ausgenommen, militärisch und politisch durchweg übereinstimmte, schätzte mich auf jede Weise. Ich habe in Posen neun Jahre in den besten und angenehmsten Verhältnissen verlebt; es war eine Zeit der Ruhe, wie die von 1815 bis 1830, aber wie diese zugleich eine Zeit der Reaction der die heftigere Explosion von 1848 naturgemäß folgte.“

Beim Ausbruch der Kämpfe von 1848 war Willisen Generalmajor und Brigadecommandeur in Breslau, und nun verflechten sich seine persönlichen Erlebnisse mit den großen Begebenheiten der Zeit. Darüber in einem folgenden Artikel.

Eine Episode aus dem nordamerikanischen Kriege.

Reisefskizzen von C. M.

(Fortsetzung.)

Am dritten Morgen endlich schien die Sonne wieder klar und freundlich auf uns herab und die noch bewegten, aber nicht mehr so wild tobenden Wogen warfen ihre Strahlen in tausend Krystallen von Reflexen zurück. — Dieser